

**New York Times -
Bestsellerautor**

JOHN LEFEVRE

AB IN DIE HÖLLE

**DIE WAHRE GESCHICHTE
EINES INVESTMENTBANKERS
VON EXZESSEN, WAHNSINN
UND MILLIARDEN-DEALS**

FBV

© des Titels »Ab in die Hölle« von John Lefevre (ISBN 978-3-89879-952-2)
2020 by FinanzBuch Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.finanzbuchverlag.de>

Vorbemerkung des Autors

»Goldman fucking Sachs. Schon mal gehört?«

Es war der perfekte erste Tweet für mich. Der Ausdruck *Schon mal gehört?* ist unter Bankern so verbreitet (und so irritierend), dass er längst zu einer Art Running Gag geworden war – ein Banker sagt zu einem anderen »Hübsche Krawatte. Brooks Brothers?«, und der lässt ihn mit »Nein, Charvet. Schon mal gehört?« auflaufen. Ich habe mich über diese Angewohnheit gern lustig gemacht, indem ich konsequent selbst »Schon mal gehört?« dranhängte, wann immer ich schamlos einen bedeutenden Namen oder Ort fallen ließ.

Noch ein paar Stunden zuvor war ich mit einer Gruppe von Freunden, alle aus der Finanzwelt, in einer Bar in Hongkong gewesen. Die Märkte hatten sich nach den Abgründen der Finanzkrise wieder gefangen, doch auch der Sommer 2011 war noch eine schwierige Zeit.

Die Occupy-Bewegung gewann gerade an Schwung – die Bevölkerung war immer noch wütend. Trotz des Crashes am Immobilienmarkt, der darauffolgenden Krise und der anschließenden Rettungspakete war noch kein einziger Banker strafrechtlich zur Verantwortung gezogen worden. Die Boni waren weitgehend erhalten geblieben und der Aktienmarkt hatte sich nach den Tiefständen im Jahr 2009 stürmisch erholt. Die Tatsache, dass die meisten Menschen von dieser Erholung nichts hatten und dass die Einkommensungleichheit neue historische Rekorde erreichte, schürte das Feuer von Zorn und Missgunst nur noch weiter. Einer meiner Freunde erzählte nur halb im Scherz, seine Frau sei in Manhattan beinahe aus einer Arztpraxis hinauskomplimentiert worden, nachdem andere hörten, wie sie der Rezeptionistin sagte, sie sei über Goldman Sachs versichert. Die Anti-Wall-Street-Stimmung grassierte. »Verdammter Pöbel.«

Am Morgen dieses Tages hatte ich in der *Daily Mail* einen Artikel über den anonymen Twitter-Account @CondeElevator gelesen, der höchst amüsant die interessantesten Gespräche aus den Aufzügen des berühmt-berüchtigten Condé-Nast-Gebäudes in New York wiedergab. *Verflucht noch mal*, dachte ich mir. *Wenn*

die Leute so begeistert sind von solchen Banalitäten, kann ich mir gar nicht vorstellen, was los wäre, wenn sie von den haarsträubenden Sachen erfahren, die Banker so sagen und machen. Denn trotz all der Verteufelung und der negativen Aufmerksamkeit hatten die meisten Leute immer noch keine Ahnung, wie die Wall-Street-Kultur wirklich aussieht. Und so wurde im vom Alkohol geschwängerten Nebel des Abends in der Bar die Geburtsstunde von @GSElevator eingeläutet – einem neuen Twitter-Account unter dem Motto: »Was in den Aufzügen von Goldman Sachs gesagt wird, bleibt nicht in den Aufzügen von Goldman Sachs. E-Mailen Sie mir, was Sie hören.« Der Plan war ganz einfach: Ich wollte auf unterhaltsame und lehrreiche Weise die »Kultur« der Wall Street vermitteln.

Für Goldman Sachs entschied ich mich aufgrund der Rolle der Investmentbank als öffentlicher Feind Nr. 1, wegen der Faszination der Bevölkerung für den »Vampirkraken« des Finanzwesens und wegen der absurden Behauptung seines CEO Lloyd Blankfein, »die Arbeit Gottes« zu tun. Außerdem hatte ich erst kurz zuvor den mühsamen Prozess durchlaufen, den prestigeträchtigen Job als Leiter der asiatischen Anleihensyndizierung bei Goldman Sachs zu bekommen (was immerhin Bloomberg und anderen Agenturen eine Nachricht wert war). In dieser Zeit bekam ich den Eindruck, dass die Kultur bei Goldman Sachs sozusagen eine Extremversion der allgemeinen Banker-Kultur ist. Das Aufzug-Motiv behielt ich schlicht als Hommage an den ursprünglichen Condé-Nast-Account als meinen Ideengeber bei. Ich ließ aber keinen Zweifel daran, dass es bei mir nie buchstäblich um Gespräche aus den Aufzügen von Goldman Sachs gehen sollte.

In den folgenden Tagen berichteten *Daily Mail*, *Gawker*, *ZeroHedge*, *New York Post* und andere Medien über @GSElevator. Freunde riefen an und hielten mir vor, die Quelle der Indiskretionen zu sein – oder ein Verräter, je nachdem, was sie von dem Account hielten. Andere Freunde wurden selbst verdächtigt. Es gab sogar eine Exfreundin von mir, die jedem, der ihr zuhörte, sagte, dass ich dahintersteckte. Plötzlich war mein dummer betrunkenen Scherz außer Kontrolle geraten. Er gefährdete meine Identität und meinen Lebensunterhalt und drohte, unschöne Folgen für mich und meine Freunde zu haben.

Als mich also die *New York Times* kontaktierte und nach einem Interview fragte, log ich den Reporter an. Ich sagte ihm, ich würde tatsächlich schon lange bei Goldman Sachs arbeiten. Denn wen interessiert schon die Wahrheit? Es ging doch nur um einen sinnlosen Twitter-Account mit 2000 Followern. Und noch wichtiger: Die Details zu meiner Person waren ohnehin irrelevant. @GSElevator ist nicht einmal eine reale Person. Es ist die konzentrierte Widerspiegelung einer Kultur und einer Mentalität, die Zusammenfassung des »typischen

Bankers«. Jede Konzentration auf mich als Person ginge deshalb am Thema vorbei. Ich will es so sagen: Als Plattform für das Einreichen aufgeschnappter Kommentare arbeitet @GSElevator ebenso sehr bei Goldman Sachs wie bei JP-Morgan, Morgan Stanley oder sonst irgendeiner Bank. Aber wie gesagt, das ist uninteressant. Wichtiger war mir, dass die Authentizität meiner Stimme Menschen in aller Welt und aus allen Bereichen der Gesellschaft aufwühlte und faszinierte.

Ich hatte keine Ahnung, was der Twitter-Account auslösen würde. Was ich aber wusste, war, dass ich im Laufe meiner Bankerkarriere einige Geschichten – manche sinnlos, manche dämlich – zusammengetragen hatte. Direkt nach dem College hatte ich im Festverzinslichen-Bereich von Salomon Brothers angefangen. Meine Karriere begann in den Nachwehen der geplatzten Dotcom-Blase, dann arbeitete ich die ganze Finanzkrise hindurch und auf drei unterschiedlichen Kontinenten in der Branche. In dieser Zeit erfreute ich mich eines bunten Berufslebens inmitten einer turbulenten und bedeutenden Zeit in der Geschichte der Finanzmärkte und der Gesellschaft im Allgemeinen.

Als »einer der umtriebigsten Syndikatsmanager in Asien« habe ich alles gesehen. Ich habe eng mit dem Investmentbanking und mit Handel und Vertrieb zusammengearbeitet, mit Konzern- und Staatskunden, mit Vermögensverwaltern und Hedgefonds. Ich habe Geschäfte mit jeder Bank an der Wall Street gemacht und den Verkehr im Epizentrum der Wall Street geregelt: in der Anleihsyndizierung.

Nachdem ich Hongkong verlassen hatte, machte ich mir nicht mehr so viele Sorgen darüber, dass meine Urheberschaft herauskommen könnte. Ich begann, in meinen Tweets konkrete Details und Ereignisse zu nennen, die meine Identität für viele Leute in der Finanz-Community offensichtlich machen mussten. Dabei war ich nicht etwa subtil. In einem Artikel für *Business Insider* empfahl ich zum Beispiel einen Besuch bei dem Friseur Sammy im Mandarin Oriental in Hongkong. Der ist so alt und zittrig, dass ich mir schon lange immer wieder den Spaß gemacht hatte, Kollegen aus dem Ausland für eine Rasur mit offenem Messer zu ihm zu schicken.

Als ich dann beschlossen hatte, ein Buch zu schreiben, wusste ich, dass meine Identität nicht einmal das extrem schlecht gehütete Geheimnis bleiben würde, das sie bis dahin war. Tatsächlich setzte ich sogar fest auf meine Enttarnung: Meine Hülle fallen zu lassen, war die einzige Chance, offen und glaubwürdig über die Position zu sprechen, von der aus ich all die schockierenden Erlebnisse beobachtet und genossen habe.

Dieses Buch ist keine Anklage gegen eine bestimmte Bank, keine Enthüllung, keine moralische Fabel und keine Bekehrungsgeschichte. Ich will nichts weiter, als schonungslos die Seele der Wall Street so zu zeigen, wie sie noch nie zuvor gezeigt wurde. Keine Erleuchtung, keine Entschuldigungen. Keine Hemmungen.

Viele der Namen und einige der Merkmale und Beschreibungen von Menschen sowie kleinere Details in diesem Buch wurden verändert, um die Identität der Betroffenen zu schützen. Ich will weder absichtlich noch aus Versehen die Karriere oder das Privatleben von Leuten beschädigen. Viele der in diesem Buch erwähnten Personen sind noch heute enge Freunde von mir. Und an diejenigen, für die ich mich einen Scheiß interessiere: Zum Glück für euch haben mich die Rechtsanwälte dazu gebracht, eure Namen unkenntlich zu machen.

Direkt in die Hölle

Wenn du in nur einer Sache gut sein kannst, nimm Lügen: Wenn du gut lügen kannst, kannst du alles gut.

Jedes Jahr lernen Kinder eine wertvolle Lektion für das Leben: Reiche Kinder liebt der Weihnachtsmann viel mehr.

Manchmal entschuldige ich mich, auch wenn ich gar nicht gefurzt habe. Die Leute sollen glauben, meine Würden nicht stinken.

Mein Abfalleimer bekommt besseres Essen als 99 Prozent der Weltbevölkerung.

Statistisch gesehen ist egal, wie die Mutter deiner ersten Ehefrau aussieht.



Fenster zur Welt

»Entschuldigung, darf es noch eine Runde Bloody Marys sein?«

Es ist August 2001, und ich hänge im Windows on the World herum, ganz oben in Turm Eins des World Trade Center. Bei mir sind ein paar Kollegen aus meinem Analysten-Jahrgang bei Salomon Brothers. Es ist erst 9.30 Uhr, aber das interessiert uns nicht weiter – die meisten meiner Trinkkumpane sind entweder aus Europa oder haben gute Kontakte. Alle anderen in unserem Jahrgang aber würden es nie wagen, die Schulung ausfallen zu lassen. Sie sitzen direkt gegenüber im Auditorium von 7 World Trade Center und machen sich brav Notizen über Finanzbuchhaltung, Anleihenmathematik und solches Zeug.

Ich bin wegen der verpassten Stunden ganz entspannt. Ich war schon früh im Auditorium, um mich auf der Anwesenheitsliste einzutragen, und ein freundlicher Kollege hat versprochen, mir eine SMS zu schicken, sollte es einen spontanen Zählappell geben. Bislang ist nichts gekommen, aber zur Sicherheit habe ich ein Päckchen Marlboro Lights in der Tasche – für den Fall, dass ich ein Alibi für die Zeit brauche, in der ich die zwei Aufzüge nach unten nehmen und über die Straße zurück in die Bank gehen kann.

Außerdem haben wir schließlich Grund zum Feiern. Wir haben es geschafft. Die Wall Street. Der Gipfel, würden manche sagen, für jeden ambitionierten und gut ausgebildeten College-Absolventen, der in sein Berufsleben startet. Die genauen Zahlen weiß ich nicht mehr, aber wir werden täglich daran erinnert, wie glücklich wir uns schätzen können: Für die rund 350 Stellen weltweit hat die Bank ungefähr 25.000 Bewerbungen bekommen.

Ich schaue aus dem Fenster im 107. Stock und fühle mich selbstsicher, fast unbesiegt. Das war nicht immer so. In meinem Vorstellungsgespräch bei Lazard Frères, einer angesehenen Investmentbanking-Boutique und der letzten echten Partnership an der Wall Street, wäre ich beim Blick aus dem 75. Stock vor Schwindel beinahe ohnmächtig geworden. Nach einem ganzen Tag mit Gesprä-

chen in der letzten Runde bei Bear Sterns schickte ich versehentlich eine E-Mail an den Leiter des Bereichs Schwellenmärkte, in der ich mich bedankte und erklärte, wie gern ich für JPMorgan arbeiten würde. Im Vorstellungsgespräch bei Goldman Sachs wollte irgendein Arschloch von mir wissen, mit welcher lebenden oder toten Person ich mich am liebsten zum Abendessen treffen würde. Ich glaube, er war nicht sehr beeindruckt, als ich statt Marcus Aurelius oder Alexander Hamilton Tupac Shakur nannte. Doch trotz dieser Patzer: Letztlich wollte ich Fixed Income machen, Festverzinsliche, und dafür gab es vermutlich keinen besseren Ort als Salomon Brothers – zumal seit Kurzem die riesige Vertriebsplattform und Bilanz der Citigroup dahinter stand.

Ein Problem allerdings gibt es: Mein Analysten-Jahrgang ist der größte in der Geschichte des Investmentbanking bei Salomon Brothers. Wir wurden nach Quoten eingestellt, die Mitte 2000 festgelegt wurden, also bevor klar wurde, dass die Dotcom-Party vorbei war. Nirgendwo ist das schmerzhafter offensichtlich als im Team für europäische TMT (Telekom-, Medien- und Technologieunternehmen), das 40 Junganalysten bekommen hatte. Gleich am ersten Tag der Schulung wurden sie darüber informiert, dass es nur 7 offene Stellen im Team gibt. Sie müssen also vor dem Ende der Schulung entweder einen Platz in einem anderen Team finden oder gleich wieder gehen.

Mit der Ausnahme von TMT werden die meisten neuen Analysten erst kurz vor Ende der Schulung für ein bestimmtes Team eingeteilt oder eingeladen. Ich selbst hatte schon nach einem Praktikum im vergangenen Sommer ein Angebot für den Bereich Fremdkapitalmärkte bekommen, also weiß ich, dass ich in dieses Team kann, wenn ich möchte. Für die meisten anderen Analysten aber beginnt der eigentliche Wettkampf jetzt erst. Wie sie feststellen müssen, ist einer der begehrten Einstiegsjobs an der Wall Street nicht etwa schon das Ziel, sondern erst der Startblock. Wenn man sich die rosigen Gesichter um unseren Tisch im Windows on the World so anschaut, umgeben von leeren Bierflaschen und halb gegessenen Selleriestangen, würde man das allerdings kaum glauben.

Später an diesem Nachmittag bekommen wir die erste von mehreren unheilvollen Warnungen.

»Eine Erinnerung für Sie alle: Sie sind nicht nur verpflichtet, an allen Schulungsstunden teilzunehmen, sondern auch dazu, sich professionell zu verhalten und sie ernst zu nehmen. Zudem wird es nächsten Dienstag die erste Prüfung geben, in Rechnungswesen. Die schlechtesten 10 Prozent werden höchstwahrscheinlich gehen müssen.«

Ein vornehm klingender junger Brite, einer meiner Trinkkumpane, hebt die Hand. »Aber ich habe Altertumswissenschaft in Oxford studiert. Das scheint mir nicht fair zu sein«, sagt er. Offensichtlich haben die Schulungen doch einen gewissen Sinn.

»Was glauben Sie denn, wofür die Schulungen da sind? Ich bin sicher, Sie werden es schaffen.«

Mich beeindruckt das überhaupt nicht. Ich habe Finanzwissenschaft und Ökonomie studiert. Ich muss vielleicht noch lernen, wie man Excel ohne Maus bedient, ansonsten aber brauche ich keine Schulung.

Wie sich zeigt, hat der Personalmensch nicht geblüfft. Am Tag nach der ersten Prüfung werden auf zwei großen Pinnwänden hinten im Auditorium die Ergebnisse bekannt gegeben. In einem halbherzigen Bemühen um Datenschutz stehen auf der ersten Tafel die Namen aller Teilnehmer sowie jeweils ein zufälliger Zahlencode; auf der zweiten Tafel ist der Code jeder Person und das dazugehörige Prüfungsergebnis zu sehen.

Natürlich schaut jeder zuerst nach seinem eigenen Ergebnis – ich habe mit Bravour bestanden. Anschließend verbringen wir alle die nächsten zehn Minuten damit, indiskret von Tafel zu Tafel zu gehen, zu schwätzen und die Ergebnisse unserer Freunde und Gegner nachzusehen. Die Personalabteilung versucht nicht einmal, zusammenfassende Statistiken oder nähere Informationen über die Ergebnisse zur Verfügung zu stellen. Dadurch müssen diejenigen, die weniger gut abgeschnitten haben, in Unsicherheit leben, während sie auf die endgültige Bestätigung ihres Schicksals warten. Erst am Abend werden die untersten 10 Prozent mit einer kurzen, unter der Tür ihrer temporären Firmenwohnung durchgeschobenen Nachricht informiert. Wir anderen sind alle ein bisschen neidisch auf die Leute, die jetzt keinen Mitbewohner mehr haben.

In der Gruppe gibt es eine gewisse Nonchalance und Gleichgültigkeit diesem Vorgehen der Bank gegenüber, das wir alle befremdlich und spannend zugleich finden. In der nächsten Woche passiert es noch einmal, nach der Mathematikprüfung – wieder müssen die schwächsten 10 Prozent gehen. Ich selbst habe wieder nichts zu befürchten. Es ist jetzt Blut im Wasser, und ich muss zugeben, dass ich das ganze Theater ein wenig amüsanter finde.

Mit einigen der Betroffenen habe ich durchaus Mitgefühl. Ich hoffe nur, sie haben die Quittungen für die ganzen Luxussachen aufgehoben. Traurig anzusehen: Einer der Jungs versucht sogar, seine neue Uhr zu verkaufen, bevor er die Stadt verlässt. Aber was zum Teufel soll ich mit einer Movado anfangen?

Nachdem die Prüfungen erledigt und die Schlechtesten ausgesiebt sind, beruhigt sich alles etwas, und der Schwerpunkt der Schulungen verschiebt sich auf Sachen wie PowerPoint, Excel, Finanzmodelle und Präsentationstechniken. Jeder von uns bekommt einen Arbeitsplatz in einer leeren Etage von 7 World Trade Center, um dort gemeinsam an Gruppenprojekten und einzeln an Hausaufgaben zu arbeiten.

Die Hausaufgaben sind ein Witz. Fünf Minuten vor dem Unterricht springe ich an meinen Computer, rufe das geteilte Laufwerk auf und finde dort die fertige Hausaufgabe von jemand anderem. Ich ändere den Namen und schaue kurz, ob mir die Antworten vernünftig erscheinen, dann drucke ich sie aus und gehe in die Schulung. Viele der Leute in meinem Jahrgang, vor allem die, mit denen ich mich umgebe, machen es genauso.

Doch an einem Tag kommt unser Personalbetreuer ins Auditorium und baut sich vor uns auf. »Ich möchte Sie nur wissen lassen, dass wir acht von Ihren Kollegen entlassen mussten, weil sie Hausaufgaben kopiert haben.«

Ein paar in meinem Jahrgang – viele von ihnen sollten nicht mehr lange dabei sein – schauen sich gegenseitig an, erschrocken über die Vorstellung, dass jemand betrogen haben könnte. Der Rest von uns schaut sich ebenfalls an und ist erleichtert, dass er nicht erwischt worden ist. Wieder einmal zeigt sich hier der uralte Konflikt zwischen denen, die in der Klasse immer ganz vorne sitzen wollen, und den Schülern, die es auf die hinteren Bänke zieht.

Von diesem Tag an bin ich etwas vorsichtiger. Statt fünf Minuten komme ich jetzt zehn Minuten früher. Den kopierten Hausaufgaben verleihe ich mit eigenen Formatierungen, ein paar neuen Formulierungen und sogar ein paar sehr individuellen Fehlern meine persönliche Note.

Nach einer Woche werden noch einmal vier Leute wegen kopierter Aufgaben gefeuert. Dieses Mal, so zeigt sich, hatten einige unserer hinterlistigeren Klassenkameraden Dateien auf dem Laufwerk manipuliert und teils sogar ausschließlich falsche Antworten hinterlassen. Meine Gruppe hat eine relativ einheitliche Meinung dazu: Wer so dumm ist, sich beim Schummeln erwischen zu lassen, hat an der Wall Street wahrscheinlich sowieso nichts zu suchen.

Am nächsten Tag feiern wir unser Durchkommen. Wir lassen die Schulung ausfallen, treffen uns zu einem flüssigen Frühstück im Wolkenkratzer und gehen dann mittags im Steakhouse Peter Luger essen.

Anschließend wird es wieder ruhiger. Die Personalabteilung versichert, soweit es keine weiteren disziplinarischen Maßnahmen geben müsse, seien alle nötigen Entlassungen jetzt erledigt. Der Rest der Schulung spielt sich recht er-

eignisarm im Auditorium ab – oder eben, für einen ausgewählten Teil von uns, oben auf der anderen Straßenseite. Die Abende sind der Teamstärkung gewidmet. Wir spielen Bowling bei Lucky Strike und betrinken uns auf Fahrten über den Hudson River. Ich bin nicht der größte Fan von Namensschildern und Kennenlernveranstaltungen, aber es ist bestimmt geschäftlich sinnvoll, alle Mitglieder meines Jahrgangs mal getroffen zu haben.

Am letzten Tag der Schulungen lädt die Bank zu einer feierlichen Motivationsveranstaltung im Auditorium von 388 Greenwich Street. Dicke Fische wie Mark Simonian (globaler Leiter TMT), Sir Deryck Maughan (Chairman und früherer CEO von Salomon Brothers), Michael Klein (Leiter Investmentbanking) und Tom Maheras (Leiter Fixed Income) halten mitreißende Reden darüber, dass es keine Bank auf der Welt gibt, für die sie lieber arbeiten würden, und für uns keinen besseren Ort für den Start in unsere Finanzkarrieren.

Jetzt haben wir das Gefühl, es wirklich geschafft zu haben – die 272, die noch dabei sind. Ich bin etwas zu spät gekommen und stecke auf einem Sitzplatz hinten in der Mitte fest, von dem aus ich unmöglich unbemerkt verschwinden kann. Kurz nach dem Beginn steht ein paar Reihen vor mir ein Typ auf, den ich ein bisschen kenne, und versucht, sich nach draußen zu schieben. Mann, der traut sich was! Mitten in einer Rede arbeitet er sich durch die Reihen und zwingt die Leute, aufzustehen, damit er rausgehen kann.

»Entschuldigung. Darf ich? Sorry.« Es ist wie im Kino, nur dass der Raum hier hell erleuchtet ist, und dass er einen Master of the Universe unterbricht, der auf der Bühne engagiert über das redet, was ihm am wichtigsten ist – sich selbst.

Zehn Minuten später kommt der Typ wieder zurück in den Raum. Dieses Mal ist sein Gesicht gerötet und er hat Tränen in den Augen. »Entschuldigung. Darf ich? Sorry«, sagt er erneut, während er sich zurück zu seinem Platz kämpft. Scheiße, ist seine Mutter gestorben? Was zum Teufel ist passiert? Als er an seinem Stuhl ankommt, setzt er sich nicht hin, sondern beugt sich nach unten, nimmt die charakteristische blau-grüne Stoffreisetasche von Salomon Smith Barney und macht kehrt. Sein fleckig rotes Gesicht beginnt komplett zu leuchten, und aus den aufgequollenen Augen kommt ein Wasserfall aus Tränen. »Entschuldigung. Darf ich? Sorr- oh, ah, oh.« Er bekommt nicht einmal mehr die Worte richtig heraus. Weil er versucht, nicht zu laut zu schluchzen, beginnt er fast zu hyperventilieren. Es ist kein schöner Anblick. Und dann ist er verschwunden.

Auf der Bühne kommt unterdessen Sir Deryck Maughan zum Ende seiner Rede. »Ich gratuliere den Mitgliedern des Analysten-Jahrgangs 2001, dem am besten qualifizierten Jahrgang in unserer langen Geschichte.«

Fünf Minuten später steht eine Analystin auf und verlässt den Raum. Nach ein paar Minuten kommt sie zurück, holt ihre Handtasche und die Reisetasche und geht. Sie sieht gefasster aus als ihr Vorgänger, aber dennoch geschockt. Ein paar Leute in den hinteren Reihen beginnen zu vermuten, dass irgendetwas nicht stimmt. Von meinem Platz aus kann ich sehen, wie die Gehende für eine Freundin mit den Lippen die Worte »Ich bin gefeuert« formt. Die meisten Anwesenden etwa ab der Mitte des Raums wissen aber noch nichts von dem, was sich hinter ihnen abspielt.

Fünf Minuten später steht wieder jemand auf und macht sich auf den Weg nach draußen. Er scheint nicht verstanden zu haben, dass er gleich einen Arschtritt bekommt. »Junge, nimm deine Sachen einfach gleich mit«, ruft jemand von hinten, womit er mehr als nur ein paar Lacher erntet.

Durch die Störungen und das von hinten nach vorn wandernde Flüstern beginnen langsam weitere Anwesende zu verstehen, was sich abspielt. »Scheiße, ich hatte einen Zettel unter der Tür, dass ich um 10.15 Uhr in die Personalabteilung kommen soll. Das ist in zehn Minuten. Ich hatte gedacht, es geht darum, in welches Team ich komme«, sagt eine Asiatin neben mir, mit der ich vorher noch nie gesprochen hatte. Dann steht sie auf, sagt »Es war toll, Leute« zu niemand Besonderem und geht hinaus.

Inzwischen hat sich die Neuigkeit und die Bedeutung der Nachrichten von der Personalabteilung im gesamten Jahrgang herumgesprochen. Alle, die eine Benachrichtigung bekommen haben, stehen jetzt auf und beginnen, den Raum zu verlassen.

Vorne auf der Bühne macht Michael Klein völlig unbeirrt weiter. Er versichert uns, dass wir eines Tages alle so sein können wie er.

Später erfahre ich, dass der erste Gefeuerte die Personalabteilung beknielt hatte, für ihn in den Hörsaal zu gehen und seine Tasche herauszuholen, um ihm den tränenreichen Gang der Schande zu ersparen. Er wurde nicht erhört. Aber keine Sorge: Wie ich höre, ist er jetzt ein erfolgreicher Broker.

Wenn man zu spät zu einem Termin kommt, sollte man keinen Starbucks-Kaffee in der Hand haben.

Wenn dich jemand etwas fragt, auf das du die Antwort nicht kennst, mach ihn nieder. Besser ein Arschloch sein als dumm wirken.

Es ist okay, die Chance auf ein gesundes Leben mit 80 oder 90 gegen mehr garantierten Spaß mit 20 oder 30 einzutauschen.

Trag keine Schuhe, die so auffällig sind, dass man sie unter einer Toilettentür erkennt.

Was man seiner Tochter raten sollte, hängt ganz wesentlich davon ab, wie attraktiv sie ist.

